

Kai Lüftner

Sei kein Frosch!

EIN
TIERKRIMI
IN GRÜN
äh BLAU

COPPENRATH



Ich kannte diesen Kerl jedenfalls. Vom Sehen zumindest.

Er war vor und während der Bauarbeiten an dem Menschenhaus in den Feuchtwiesen unterwegs gewesen. Hatte winzige Portionen Teichwassers und Erde in Röhrchen gesammelt, sich mit anderen Menschen lauthals gestritten und sich mit wieder anderen seiner Gattung an Bäume gekettet.

Und er hatte Fotos gemacht.

Unter anderem eines von mir. Mit Mutter damals noch.

Wir hatten gemeinsam in den allerletzten Sonnenstrahlen des Herbstes gegessen und gedöst. Mutter auf einem Seerosenblatt, das exakt ihrem Grünton entsprach. Es hatte sogar eine etwas breitere braune Stelle am Rand, in die sie sich mit ihrem ebenfalls braunen Seitenstreifen fast bis zu Unsichtbarkeit einfügte.

Ich saß in ihrer Nähe auf einem der wenigen größeren Steine am Ufer des Teichs. Es war ein dunkler grau-blauer Stein, der am Rand von leichten Wellen umspült wurde. Genau an diesen Rand platzierte ich mich und genoss die Sonne und das Wasser zugleich. Durch das Farbspiel wirkte ich eher wie eine etwas seltsame Wasserspiegelung, ein nasser Fleck, und nicht wie ein Lebewesen.

Keine Ahnung, wie lange wir so saßen, sicherlich den halben Nachmittag. Mutter hatte mich darauf vorbereitet, dass bald die Pause beginnen würde. Mein erster Winter stand vor der Tür.

Ich hatte viel gelernt in den letzten Wochen und Monaten. Fast alles, was ich benötigte, um allein über die Runden zu kommen. Wie schnell ich das brauchen würde, konnte ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht ahnen.

Wir genossen also die nachmittägliche Ruhe und das nachmittägliche Jahr. Selbst meine Mutter war der festen Überzeugung, dass keine Fressfeinde in der Nähe sein konnten, und rief mich mit einem winzigen Laut zu sich.

Keine zwei Sekunden später saß ich bei ihr auf dem Blatt, wie ein kleines blau leuchtendes Blinklicht. Da klickte es mehrmals, etwa sechs Meter entfernt, und dieser Umweltschützer fiel aus einer der windschiefen Eichen, die einen natürlichen Schutzwall zu der großen Straße dahinter bildeten.

Der Kerl hatte sich offenbar stundenlang dort verkrochen und wir hatten ihn nicht bemerkt. Eigentlich ein Ding der Unmöglichkeit. Es musste auch daran gelegen haben, dass er sich leiser bewegte und ein anderes Fell als die meisten Menschen trug, die ich bis zum damaligen Zeitpunkt gesehen hatte. Es war nicht grell und bunt und er war nicht laut und auffällig, sondern fügte sich auf erstaunlich gute Art und Weise in unsere Umgebung ein.

Schon beim zweiten Klick-Geräusch hechteten meine Mutter und ich vor Schreck in den Teich und ich war genauso schnell auf der anderen Seite wieder heraus. Ich hüpfte und hüpfte wie in einem Flucht-Rausch und hörte Mutter nicht, wie sie immer eindringlicher rief: »Bleib stehen, Hope! BLEIB STEHEN!«

Was ich nicht tat. Weil ich sie nicht hörte. Oder einfach, weil ich komplett kopflos war vor Panik.

Sie hatte mir Hunderte Male eingebläut, dass kopflose Panik für uns Frösche dämlich war. Ein kurzer Sprung ins nächste Versteck. Dort bewegungslos verharren. Die Impulse unserer Jäger durchbrach man am besten, wenn man sie nicht reizte und einfach verschwand, mit seiner Umgebung verschmolz.

Im Grunde wusste ich das, aber der Kerl im Baum – so nah und dennoch unsichtbar – hatte mich Jungfrosch vollständig aus dem Konzept gebracht.

Als ich schließlich doch stehen blieb, mit zitternden Beinen und pumpend, war Mutter einige Meter hinter mir zurückgeblieben. Ich hatte nicht bemerkt, wohin ich gesprungen war, und sah mich nun um.

Oh nein!

Ich war genau auf der Baustelle gelandet, im Reich der Menschen. Und in diesem Moment steuerte ein gelbes Paar Gummistiefel direkt auf meine Mutter und mich zu.

Kapitel vier

Ich kann im Nachhinein nicht mehr genau sagen, warum ausgerechnet ich mich berufen fühlte, den Tod an diesem Umweltschützer zu untersuchen. Ich bin ein Beutetier! Täglich war ich umgeben von Mord, vom Fressen und Gefressenwerden, und bisher nicht im Geringsten daran interessiert, auch nur ansatzweise mehr zu tun, als einfach zu überleben.

Aber irgendwas störte mich an dem Tod des Umweltschützers. Ich hatte das Gefühl, es war etwas Persönliches.

Und ja, natürlich war es persönlich.

Dieser Kerl war schuld daran, dass Mutter gestorben war. – Auch wenn es nicht unmittelbar durch seine Hand geschah.

Oder ... bin ich selbst der eigentlich Schuldige an ihrem Tod?

Ich sehe sie noch auf mich zukommen, erschöpft und erleichtert, dass ich endlich angehalten hatte, und diese zwei gelben Gummistiefel hinter ihr.

Noch bevor ich den Kopf heben konnte, knallte ein riesiges Schaufelblatt direkt neben Mutter auf den asphaltierten Boden.

»LAUF, HOPE!«, war das Letzte, was sie mir zurufen konnte, da erwischte sie der zweite Schlag.

Vom Schock war ich wie gelähmt. Doch schon knallte die Schaufel keinen Zentimeter neben mir ein drittes Mal auf den harten Boden. Und zwar so heftig, dass mich die Wucht zur Seite schleuderte.

Vielleicht war das mein Glück.

Ich warf einen letzten verzweifelten Blick zurück und aktivierte dann wie mechanisch alle mir noch zur Verfügung stehende Energie, um sie in meine Flucht zu investieren.

Irgendwie schaffte ich es. Ich kann mich nicht erinnern, wie. Ich wusste überhaupt nichts mehr, nur dass ich plötzlich allein zurückgeblieben war. Inmitten eines feindlichen Universums, ohne Mutter.

Das Einzige, was ich noch hatte, war mein Rückzugsort.

Wir Amphibien sind wechselwarme Tiere, das heißt, wir nehmen die Temperatur unserer Umwelt an. Deshalb müssen wir uns in der kalten Jahreszeit schützen, weil unsere Körperfunktionen aufs Wesentliche reduziert, um nicht zu sagen, komplett runtergefahren werden. Etwas zwischen Schlafen und Träumen.

Wir nennen es *die Pause*, ihr erinnert euch vielleicht.

Der Herbst war fast vorüber und die Vorboten des Winters präsentierten sich in erstem Nachtfrost und mit klirrendem Wind. Ohne das kleine Astloch im Pflaumenbaum hätte ich nicht überlebt. Mutter hatte es mir gezeigt. Hier hatten wir meine erste Pause gemeinsam

verbringen wollen. So war der Plan. Fast ganz oben, am unteren Teilstück eines Astes.

Zitternd und völlig entkräftet verkroch ich mich damals in unseren Unterschlupf und glitt fast nahtlos in einen nicht enden wollenden Albtraum aus Vorwürfen, Ängsten, Sorgen und bodenloser Einsamkeit über.

Es war eine schreckliche Zeit und ein ebenso furchtbarer zweiter Sommer, ohne einen Funken Lebenslust und Hoffnung. Also hatte ich mir geschworen, dass dieser dritte Sommer anders werden musste. Einfach nur zu überleben, war nicht das, was mir Mutter beigebracht hatte. Nicht das, was sie sich für mich gewünscht hätte.

Und als nun dieser Tote vor mir im Teich leicht auf und ab schwebte, in seinem hellen Fell, die leeren Augen auf mich gerichtet, da schien er mir zu sagen: *Kämpfe! Mach was! Zeig es ihnen! – UND ZEIG ES DIR SELBST!*

Ja, das wollte ich tun.

Ich machte einige kräftige Schwimmszüge, um den Umweltschützer von allen Seiten zu inspizieren. Gleichzeitig bemerkte ich, wie sich der Lichteinfall zwischen den langen Blättern des Unterwasserfarns kaum merklich veränderte.

Wie lange war ich hier herumgepaddelt, war meinen ganz und gar unfroschigen Gedanken nachgehangen und hatte meine Umgebung völlig ausgeblendet? Ich wusste es nicht mehr. Und nun war es zu spät.

